

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 57 (1978)
Heft: 6

Artikel: Max Frisch als Redner : Fragen aus Verantwortung. II.
Autor: Kauter, Jürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-347550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Max Frisch als Redner: Fragen aus Verantwortung (II)

«Identitäten» und Wandlungen

Frisch hat in einem Gespräch mit dem Literaturkritiker Heinz Ludwig Arnold gesagt, es «klinge anekdotisch, aber (er) habe bei der Niederschrift von ‚Stiller‘ das Wort ‚Identität‘ nie gedacht». – Wenn Dichter sicher auch vieles intuitiv schaffen, was Theoretiker nachher in abstrakte Formeln fassen, so scheint mir doch auch der «terrible simplificateur» im Spiel, wenn heute viele Interpreten diesen Schriftsteller allzusehr auf die Formel «Identität» festlegen, obwohl natürlich die Frage «Was bin ich?» Frisch seit einem frühen Zeitungsartikel unter diesem Titel nicht mehr losliess; «Identitäten» meint hier neben thematischen Bezügen zwischen den Reden und dem übrigen Œuvre Verwandlungen des *einen* Schriftstellers als Zeitgenossen:

Zwischen dem kurzen ersten Auftritt als Redner am Brecht-Abend im Zürcher Bücherkeller «Katakombe» 1948 und den beiden wichtigen Ansprachen in Deutschland 1958 liegt eine Phase, die sich einerseits um die Erklärung der Katastrophe des Krieges bemüht und zum andern stark von einer *idealistischen Hoffnung* auf das Neue geprägt ist. So erwartet in seiner ersten Rede Frisch ehrfürchtig «Veränderung aus der Erkenntnis» Brechts, in «Kultur als Alibi» appelliert er ein Jahr später aus dem «Gefühl, dass wir geistig in der Luft hängen», für eine politische Ausrichtung des Kulturellen.

In den frühen fünfziger Jahren (als er zusammen mit Lucius Burckhardt und Markus Kutter das Projekt einer Modellstadt anstelle der Landesausstellung 1964 entwickelte) ermuntert der begeisterte Amerikaheimkehrer (von Mc Carthy kein Wort!) vor dem Bund Schweizerischer Architekten zu einer Haltung des kühnen «Entwurfs», mahnt Junglehrer zur Relativierung ihres «Vorsprungs, der nicht zählt» und uns Schweizer am 1. August «zum Gebrauch der Freiheit, deren wir uns rühmen».

Natürlich wäre Frisch nicht Frisch, wenn sich dieser Optimismus nicht immer wieder von Skepsis gedämpft sähe; in der ersten Nachkriegszeit gründete dieser einbrechende Zweifel hauptsächlich in der Unberechenbarkeit des einzelnen Menschen, wobei sich der Autor selbst nicht ausschliesst:

«... Wenn Menschen die gleichen Worte sprechen wie ich und eine gleiche Musik lieben wie ich, keineswegs gesichert sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan meine Zuversicht, dass ich davor gesichert sei?»
(1949/2)

Nach der Aufgabe des Architekturbüros und dem Scheitern des Landesausstellungsprojektes, welches einen idealistischen Entwurf *realisieren*

wollte, nach dem Erfolg der Romane «Stiller» und «Homo Faber» schliesslich setzten sich Frischs Reden vor allem auseinander mit der Rolle des *Schriftstellers* in einer *Gesellschaft*, mit der ein wirklicher Dialog trotz – oder gerade wegen – der «künstlerischen» Anerkennung nur schwer zu finden ist. – Er stellt dabei seine eigenen Positionen in Bezug zu Vorbildern wie Büchner: «ein Dichter des politischen Engagements, auch wenn er seinen Danton nicht geschrieben hat, um Revolution zu machen, sondern ‚um sich Geld zu machen‘» (8) oder Brecht: «Das würde bedeuten, dass das politische Engagement nicht der Impuls ist, sondern ein Ergebnis der Produktion . . .» (9). – Damit hat den in seiner ästhetischen Arbeit öffentlich anerkannten Dichter «die Ver(-)antwortung eingeholt» (ebd): die Rede wird in ihre «Konzeption als *Antwort*» behaftbar, auch wenn sie sich paradoxerweise meist «nur» als *Frage* artikulieren kann.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, sicher wie bei vielen «Zeitgenossen» (ein Terminus, den Frisch seit dem Vorwort zum ersten Tagebuch häufig verwendet) mitausgelöst durch den «Pariser-Mai» 1968, den Vietnamkrieg und die amerikanischen Bürgerrechtskämpfe – wird die politische Position klarer: Frisch redet deutlicher und verscherzt sich den Konsens vieler «literarischer» Bewunderer:

« . . . Luther King predigte die Methode der Gewaltlosigkeit. Wollte er sterben, um nicht die Methode ändern zu müssen? Ermordung der Opposition, das ist der einseitige Bürgerkrieg – in einem Land, das als Schutzmacht aller Demokratie auftritt . . . » (1968/Politik durch Mord. – Diese Rede fehlt in der 1976 bei Suhrkamp erschienenen Werkausgabe.)

Aber auch die andere grosse «Schutzmacht», die «überzeugt ist von einem russischen Weltmonopol auf Humanität», findet nach dem arroganten Niederschlagen des Prager Reformkommunismus Frischs sarkastischen Widerspruch:

« . . . (Solschenizyn) forderte die Freiheit der Literatur. Das ist aber, so wie die Dinge liegen, ein irres Verlangen. Das Kremltum, wie das Zarentum, kann es nicht zulassen; das Gottesgnadentum mit seinen Popen ist abgeschafft, die Unfehlbarkeit des Kremltums ist geblieben, wenn auch nicht . . . im Namen des Himmels, aber im Namen des Volkes . . . » (1968/16)

(Das Schweizer Fernsehen übertrug diese Äusserungen zusammen mit Reden von Bichsel, Böll, Dürrenmatt, Grass und Marti. Frischs Stellungnahme zum ETH-Referendum des gleichen Jahres hingegen wurde kurzfristig vom TV-Programm abgesetzt!)

Ähnliche Worte wie in der Rede zum Tode von Martin Luther King findet Frisch 1967 an einer Kundgebung gegen die griechischen Obristen, wenn er die Schizophrenie eines «unverbindlichen Erbarmens mit dem griechischen Volk» anprangert, «während unsere dringlicheren Geschäfte

mit den Usurpatoren weiterlaufen». – Überhaupt werden die (nicht nur nach Frisch!) *restaurativen und repressiven Tendenzen in der Schweiz*, die Entwicklung zu einer «Scheindemokratie» (in der verhinderten ETH-Sendung) wichtiges Thema der letzten Jahre.

Die Einsicht in die katastrophalen Entwicklungsmöglichkeiten des «historischen Potentials» führt aber nicht nur zu mahnenden Appellen, sondern Frisch sucht in der Geschichte auch optimistisch stimmende Ansätze, etwa wenn er den Architekten den «Liberalismus, wie er im 19. Jahrhundert blühte», als Gegenbild zur Stagnation der Zeit zum Beispiel macht (die Stelle findet sich übrigens wörtlich in einem Gespräch zwischen *Stiller* und dem Architekten (! Sturzenegger):

« . . . Was heisst Tradition? Ich würde sagen: sich an die Aufgaben der Zeit wagen, mit dem gleichen Mut, wie die Vorfahren (der 1848er Jahre; Anmerkung des Verfassers) ihn hatten gegenüber ihrer Zeit. Alles andere ist Imitation. Oder Mumifikation . . . » (1953/4)

Während *Stiller-White* sich resigniert aus der Gesellschaft zurückzieht, «in Glion blieb und allein lebte», erkennt sein Autor immer stärker die Abhängigkeit der Ich-Identität vom Vorhandensein einer Gruppenidentität, was die Auseinandersetzung etwa mit dem Begriff «*Heimat*» bezeugt, die sich zwischen den Polen «Zugehörigkeit» und «Emigration», zwischen «Kritik als Form des Patriotismus» (zu Heinz Ludwig Arnold) und Egozentrik bewegt. – Schon 1957 hatte Frisch von der «Angst der Schweiz» gesprochen, die «eine Rolle spielt, die nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt» (6). Ein Jahr später fühlte er sich deutschen Schriftstellern «zeitgenössisch verbunden» durch «das Emigrantische» (8), während er sich acht Jahre später – am Schluss der sehr ausführlichen und nüchternen Überfremdungsanalyse mit einem Heimatgefühl der «Erreichbarkeit» identifiziert. Nicht ohne ein gewisses Pathos spielt Frisch auf Gottfried Keller an, dessen nationales Identitätsgefühl ja ebenfalls mit vom Fremdsein des Emigranten bestimmt wurde:

« . . . irgendwann im neunzehnten Jahrhundert, so zur Zeit des reifen Gottfried Keller, trat über die schweizerisch-österreichische Grenze ein junger Geselle, Sattler von Beruf, um hier zu arbeiten. Er heiratete . . . in Zürich, und machte Kinder (Frisch schildert eine weitere Generation seiner Vorfahren) . . . und das gab wieder Kinder, Söhne – einer davon bin ich . . . vielleicht finden Sie, dass der Sprecher, den Sie in diesen Grossratsaal eingeladen haben, noch nicht so richtig dazugehört. Selber weiss ich nur, dass ich nicht anderswo dazugehöre.» (1966/13)

Diese Zeilen erhellen sehr anschaulich die Problematik des «späten Frisch»: Im Bewusstsein, als Künstler nur so lange akzeptiert, ja geehrt zu werden, als – in Herbert Marcuses Sinn – die ästhetische Bewährung des «Bestrebens, Identität zu finden» (Marcuse), *affirmativ* auf die Gesellschaft wirkt, indem der Ich-Sucher Frisch zum «Träger des kulturellen

Ideals wird», statt dass er *verändernd* wirken könnte, etwa indem er «Ideologie» als «falsches Bewusstsein» (Marx) entlarvt:

«...die Eidgenossenschaft, die so manche ideologische Reformation überstanden hat, ist eben ihrem Ursprung nach nicht ideologisch, sondern ein Fall, der nachträglich ideologisiert worden ist . . .» (1965/12)

Von hier aus wird vielleicht die sich ausweitende Definition des Begriffs «Heimat» in der zweiten Schillerpreis-Rede verständlich, die wie das Aus-holen zur Ohrfeige des zynischen Schlusses – bei aller Schnoddrigkeit – vor allem eben das Ringen um ein neues Selbstverständnis des Prominenten ausdrückt, der sich dennoch ungehört fühlt (im Gegensatz zum wahrhaftig mit dem Volk verbundenen Neruda):

«...Ein Patriot wäre einer, der seine Identität als Person gefunden oder nie verloren hat und von daher ein Volk als sein Volk anerkennt: ein Pablo Neruda, ein Aufständischer also, im glücklichen Fall ein Grosser, ein Poet, der seinem Volke eine andere Sprache als die Sprache der Anpassung vorspricht und dadurch seine Identität zurückgibt oder zum ersten Mal verleiht . . .» (1974/18)

«Identitätsnot» (Frisch zitiert Jaspers) von Menschen und Staaten sowie *zwischen* den beiden Bereichen – in der Friedenspreis-Rede reduziert sich das agitatorische Feuer des Chile-Kommentars wieder zu analytischer Nüchternheit – wäre jedoch nur aufzuheben in einer «friedensfähigen Gesellschaft», die «ohne Feindbilder auskommt», was Frisch unserer «Profitkonkurrenzzgesellschaft» nicht mehr zutraut (19).

«Öffentlichkeit ist die Einsamkeit aussen»

In der Rede zur Eröffnung der Frankfurter Buchmesse 1958 («Öffentlichkeit als Partner») nimmt Frisch einen Gedanken aus «Stiller» auf, den er zum Mittelpunkt einer Konfession macht:

«...Bedürfnis nach Kommunikation . . . Man möchte gehört werden; man möchte nicht so sehr gefallen als wissen, wer man ist. Bin ich ausgefallen, so wie ich meine Zeit erfahre, oder bin ich unter Geschwistern? Man gibt Zeichen von sich. Man ruft über jene Sprache hinaus, die Konvention ist und die Einsamkeit nicht aufhebt, sondern nur verbirgt, man schreit aus Angst, allein zu sein im Dschungel der Unsagbarkeiten . . .» (1958/7)

Erstes Motiv, sich ‚coram publico‘ zu exponieren, ist also das Streben nach einem Selbst, das hinter der unsicheren Erfahrbarkeit der – auch historischen – Faktizität das Eigentliche, «Wirkliche» gefunden hat, wobei solche Erfüllung nicht allein sprachlich zu realisieren ist, was die Skepsis auch gegenüber der Literatur erklärt:

«... Sie werden mir glauben, dass ich unter Erfüllung nicht Karriere verstehe, sondern das Gegenteil: was es auch gibt! – dass einer . . . nicht etwa berühmt geworden ist . . . aber der einzige, dem ich zu sagen wage, dass ich nicht mehr ein und aus weiss . . .; denn er hat nie gemeint, ein Genie zu sein, also mehr als Thomas Mann plus Brecht, plus Benn und wie sie nun alle heissen, die leidlichen Repräsentanten unserer dürftigen Zeit . . .»
(1957/5)

Auch Frisch ringt um solche *authentische Erfahrung*, die «Einfall» ist, «nicht Resultat aus Vorfällen»; als Schreibender wie als Redner gelangt er jedoch allzuoft «nur» bis zur Reflexion über die *Dialektik von Sprache und Leben*. – Seine Bemühungen bringen ihm zwar «Erfolg», können jedoch die Verlegenheit nicht beseitigen, die einen befällt, der immer zwischen Leben und Literatur vermitteln muss: Weil Realität nicht in positiven Formeln fassbar ist, kann Frisch (im besten Fall) – etwa durch das «Den – Phrasen – Nachgehen» (8) – die Diskrepanz zwischen Zuständen und Ideologien aufzeigen. Da dies jedoch mit den Mitteln der Sprache geschieht, *sind* auch seine einmal fixierten Bilder – gleichsam als rhetorische Rollen – nie «Wirklichkeit», sondern sie *deuten* allenfalls darauf hin. – Solches Wissen um die Gefahr aller *Bilder* – man denke an die Kernproblematik von «*Andorra*»! – nämlich der «Tendenz zu verfestigen und Leben abzutöten» (in einem Brief an Walter Höllerer) mag ein Grund dafür gewesen sein, dass Frisch in seiner Erzählung «Montauk», den Rednerworten von 1958 spielerisch ihre Antithese gegenüberstellt: «Öffentlichkeit als Partner? Ich finde glaubwürdigere Partner.»

Wie stark seine Fähigkeit zum Dialog in den letzten Jahren gelitten hat, weil Frisch wohl, wenn er immer wieder über den «Mangel an Resonanz» (im Gespräch mit H. L. Arnold) klagt, der dem Streben nach Kommunikation mit der Öffentlichkeit widerfährt (etwa, wenn der Bundesrat 1974 seinen Brief zu den Ereignissen in Chile nicht beantwortet):

«... Das Schlimmste ist wohl die gleichgültige Öffentlichkeit, der Partner . . ., der uns alles schreiben lässt, ja der uns liest, mindestens konsumiert, vielleicht sogar mit einem . . . Preis garniert, ohne uns als Störenfried ernst zu nehmen, auch ein solcher Partner (besser gesagt Un-Partner) prägt die Art unseres Sagens, paradoxerweise vielleicht sogar am schlimmsten: Die Gleichgültigkeit macht mich zum Schreihals, und der Stil vergrößert sich, unsere Ironie wird vulgär, unser Humor erstirbt . . .»
(1958/7)

Bei aller Verschiedenheit des Bekanntheitsgrades liegt hier ein Bezugspunkt zu Frischs wichtigem *Vorbild* (sic!) Albin Zollinger, von dem er auch die Formel von der «Einsamkeit aussen» übernommen hat. Wie jener kann er sich «nicht über Ablehnung beklagen», leidet aber «unter einem Mangel an Echo, an Auseinandersetzung . . .» (Zollinger an Frisch)

«Also wieder Skepsis?

Ja.

Also Resignation?

Nein.»

(1964/9)

Denn: Die zunehmende Identifikation mit der politischen «Hoffnung», dass «Sozialismus» und «Demokratie» «zu verwirklichen sind durch ihre Vereinigung» (Schluss der Tschechoslowakei-Rede von 1968), lässt eine differenzierte Entwicklung der Frischschen Individuation erkennen. Dies wirkt sich bei allem Skeptizismus, allem Schwanken innerhalb der Pole Existenz und Gesellschaft, frappant bis in die formaten Strukturen der letzten Reden aus: In seiner Ansprache am letztjährigen SPS-Parteitag in Montreux fand der (hemdsärmelig) Redende, im Gegensatz zum «Friedenspreis-Monolog» nur gut einen Monat zuvor, wieder zum dialogischen Ton zurück, als er seine Klage über die mangelnden finanziellen Möglichkeiten der linken Presse mit dem lakonischen Satz schloss:

«. . . Das als Frage vor dem Mittagessen.»

(1976/21)

Das offene Gliederungsprinzip der jüngsten Rede beim SPD-Parteitag 1977 bestätigt diese Entwicklung:

«. . . Hingegen habe ich drei Fragen.»

(1977/22)

Natürlich muss uns die alle Legitimität rhetorischer Mittel begründende Frage nach deren *Angemessenheit* den Hörer wieder auf die *politisch-historische Dimension* in den Themen und Gegenständen der Reden *zurückführen*. Als Beispiel: Die Einschätzung der massiv-demagogischen Mittel in der Chile-Rede ist nur möglich, wenn wir uns auch etwa der Frage stellen, ob beispielsweise die schweizerische Asylpolitik beim Sturz der Allende-Regierung wirklich zum Tod Unschuldiger geführt hat. – Ob eine gewisse Tendenz zum Monolog in den letzten Jahren die Folge jener Entwicklung «in Richtung Restauration» ist, die Frisch am SPS-Parteitag diagnostizierte, oder vielmehr, wie es dessen Gegner sehen – nur das Privatproblem eines desorientierten Erfolgsschriftstellers, hängt unabdingbar mit den politischen Massstäben des Angesprochenen zusammen. Pointiert gesagt: Ob wir Frisch literaturhistorisch in die Reihe der grossen Pamphletiker Voltaire – Büchner – Heine – Zola bis hin zu Meienberg einordnen oder nicht, hängt nicht nur von unserer «ästhetischen Bildung» ab, sondern auch davon, was wir von Cincera und dem Demokratischen Manifest halten. – Walter Jens, der Tübinger Rhetorikprofessor, betont in seinem erhellenden Büchlein «Von deutscher Rede» den engen Zusammenhang von Rede und Demokratie: «. . . Herrscht das Volk, regiert die Rede, herrscht Despotismus, dann regiert der Trommelwirbel . . .» – Somit darf uns die Entwicklung des öffentlich redenden Schriftstellers Max Frisch – dessen Repräsentanz sicher vorausgesetzt werden kann – nicht gleichgültig sein, denn sie zeugt immer auch vom Zustand unserer Demokratie.